Zeitschrift: Thurgauer Jahrbuch
Band: 44 (1969)

Artikel: Das Exil und das Königreich
Autor: Jotterand, Franck
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-699272

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Franck Jotterand, Chefredaktor der «Gazette Littéraire», Lausanne

DAS EXIL UND DAS KÖNIGREICH

1937. Der Thurgau ist dieses Grasviereck am Seeufer, wo mein Vater mich verläßt, ebenso traurig wie ich, aber ich werde es erst später wissen. Ich soll Deutsch lernen. Kinder sind um mich herum, welche das gleiche Los erleiden. Die Leiterin der Pension spricht zum letztenmal französisch mit uns. Die Jugend in der Schweiz muß durch dieses fremdsprachige Exil hindurch. Weder die Erinnerung an Wilhelm Tell noch die Legenden, welche die ersten Jahre der Waadtländer erfüllen, vermindern die Grausamkeit dieser Trennung, wenn die Schweiz nicht mehr dieses eingebildete Land der Alphütten und Wasserfälle ist, wo man träumte, beim Morgengrauen Gemsen zu entdecken und sich auf Seen einzuschiffen, belebt vom Andenken an Kämpfe zwischen den tapferen Schwyzern und den bösen Österreichern – sondern ein verlorenes Land, wo man euch auf Tausende von Kilometern verläßt, scheint es, und von wo man sicher ist, nie mehr zurückzukehren.

Drei Tage später kommen die Spiele in Gang. Das Institut beherrscht den Hügel, von wo die Tannen senkrecht gegen Mannenbach abfallen. Man klettert beim Versteckspiel zuoberst auf die Bäume, man schaukelt auf ihren Wipfeln; die Institutsleiterin stößt Schreckensschreie aus. Gegenüber das deutsche Ufer, die Reichenau: die Nazis. Ich hatte meinen Vater von ihnen reden gehört als von einer fernen Gefahr. Hitler, das war der Hakenkreuzwimpel am Velo eines Kameraden, welcher von einem Aufenthalt in Mannheim zurückkam und Wunder über die Jugendlager erzählte – es war uns verdächtig geworden. Hitler, das war eine sehr unbestimmte Drohung, Gebrüll am Radio, etwas Barbarisches, das sich weit im Norden abspielte und unseren Eltern zu sagen erlaubte: «Oh, diese Boches!», an Belgien erinnernd, das Wilhelm II. überfallen hatte.

Wir fühlten uns beschützt durch das große Gebiet der deutschen Schweiz, durch ihre Berge, ihre Flüsse und ihre Soldaten, «die

besten der Welt», welche bei Manövern in unsere Dörfer kamen – ihr furchterregendes Aussehen gab uns das Gefühl der Sicherheit.
Auf der Höhe meines Baumes, Deutschland gegenüber, habe ich oft den Eindruck gehabt, ungedeckt zu sein. Seit jener Zeit habe ich die viel natürlichere Reaktion der Deutschschweizer allem gegenüber, was von Norden kam, verstanden. Denn sie hatten jahrelang wie in einer belagerten Stadt gelebt, den Feind auf Rufnähe, im Innern unterminiert durch Fröntler, deren Partei in Schaffhausen bis zu siebenundzwanzig Prozent der Stimmen zählte; sie haben heftig reagiert, als die Russen am Ende des Krieges gegen Wien vorrückten.
Sie waren länger als wir auf sich selbst zurückgeworfen, von einer der natürlichen Quellen ihrer Kultur abgeschnitten, während Frankreich sich uns auftat und die Beziehungen zu Paris wiederaufgenommen werden konnten. In unserem thurgauischen Institut lernten wir die Sprache Goethes, Kleists und Heines entdecken, aber es handelte sich um Meisterwerke der Vergangenheit. Das zeitgenössische Deutschland sprach nur durch die hysterische Stimme seines Radios zu uns.
Manchmal reisten wir auf Ausflügen zum Feind, mit einer Mischung von Angst und Verwunderung. Ich habe die Mainau und ihre Rosen gesehen und in Friedrichshafen den «Grafen Zeppelin», der langsam seine Halle verließ, von gewaltiger und doch leichter Erscheinung, gezogen von Hunderten von Soldaten, die an Seilen hingen. Er kreuzte oft über dem See. Die Ruhe dieser gigantischen Masse fügte sich seiner Schönheit zugleich modern und sehr altertümlich hinzu, Vorgeschichte und Zukunftsvision miteinander vermischend. Ich habe neben einer von Bäumen begleiteten Straße hinter Gittern erschöpfte Menschen von etwa fünfzig Jahren gesehen, welche man zum Eilen antrieb – und man sprach in verschleierten Worten von Straflagern.

In Mannenbach umgab uns die Natur. Wir banden das Tau eines Schiffes an unsern Gurt und schwammen bis zur Reichenau, ohne daß wir an Land zu gehen wagten. Bei der Rückkehr ging die Sonne hinter dem Hügel nieder, kein außergewöhnliches Schauspiel, aber wir waren vierzehn Jahre alt. Das Wasser folgte uns überallhin. Es drang in die Baumgärten und die Straßen des Dorfes ein, wo man auf Holzstegen ging, und als wir den Dampfer nahmen, um den Rhein hinunterzufahren, sahen wir nach den bemalten Häusern von Stein am Rhein in der Stadt Schaffhausen überflutete Straßen und dieselben Holzstege.

Die große Attraktion für die Familienbesuche war das Schloß Arenenberg. Ich erinnere mich sehr gut an eine gepflästerte Ablaufrinne, auf welcher ich ein Glas aufspringen ließ, das so dick war, daß es nicht zerbrach. Der Rest, die Möbel, die Geschichte dieser Königin Hortense und dieses Napoleon, welcher nicht der Wahre, der Große, der Einzige war – der Rest interessierte mich nicht.

1950. Forschungsreisen sind Mode. Jedermann kommt aus dem Land des Amazonas zurück. Eine Gegend allein bleibt weiß auf der Karte: die Schweiz, überlagert von so vielen überlebten Klischees, daß sie niemand wirklich kannte. Mit einem Freund entschied ich mich, eine Reise «Genf–Thurgau» zu lancieren, welche die beiden äußersten Teile des Landes verbinden sollte. In Paris kürzt Citroën seine Lieferfristen um zwei Jahre, um uns einen Wagen zur Verfügung zu stellen. In der Schweiz ist es aber unmöglich, das geringste Interesse für dieses Unternehmen zu finden, welches einen Film, ein Buch, Buchungen hervorgebracht hätte und wovon die letzten Bilder in Romanshorn aufgenommen worden wären.

1966. Ich entdecke den Thurgau wieder. Mannenbach ist fast unversehrt geblieben. Ich erkenne den Dialekt der Fischer wieder,

finde den Ruderschlag wieder, mit dem man, aufrechtstehend, die langen flachen Gondeln steuert. Landhäuser haben die Ufer erobert, aber sie sind von Bäumen umgeben, und Arenenberg entzückt mich schließlich mit seiner Wendeltreppe, seinen Tapeten, seinen Möbeln, seiner Geschichte und dem Blick auf den See. In Kreuzlingen diskutiere ich mit jungen Seminaristen, welche in den Ruinen der abgebrannten Kirche Bruchstücke von Statuen hervorsuchen, die dem Baudenkmal seinen Glanz wiedergeben sollen. Der Barockstraße folgend, fahre ich natürlich aus der Schweiz nach Deutschland hinüber. Es gibt keine Grenze mehr. Der Empfang ist freundlich, die Mainau noch schöner. Doch ach, der «Zeppelin» ist verschwunden. Überall, von Meersburg bis München, fühle ich mich wohl.

1968. Man ersucht mich, etwas über den Thurgau zu schreiben. Habe ich wirklich etwas zu sagen? Ich kenne Frauenfeld nicht, wo so viele Waadtländer Artilleristen vorbeikommen. Werde ich nur von Fahrten auf dem Schiff zu erzählen haben?

Wenn ich meine Erinnerungen heraufrufe, so ist es das tiefe Erlebnis eines Frontlandes, welches mir in den Sinn kommt, mit dem Rosenduft, der Romantik der Natur, Dörfer, wo sich das Leben zwischen Himmel und Wasser abspielt, und gegenüber das andere, das Ausland, eine zuerst feindliche Gegenwart, welche uns verpflichtet, Kenntnis zu nehmen von unseren Unterschieden, bis zu einem Tag, da man merkt, als der Friede wieder eingekehrt ist, daß es uns gleicht. Am westlichen und am östlichen Rand der Schweiz sind diese beiden Schranken: der Genfersee und der Bodensee, Thurgau und Waadt. Die Seen regen an zur Selbstgefälligkeit – Waadtländer und Thurgauer enthalten sich nicht, mit einer gewissen Eitelkeit ihr Bild darin zu betrachten. Diese großen spiegelnden Flächen bilden indessen viel natürlichere Grenzen als die Berge. Man gleitet darauf mit einer stetigen Bewe-

gung gegen das Ausland, dessen Gesicht sich bald neben dem unseren im Spiegel der Seen zeigt.
Eines Abends, als das Licht abnahm auf der Terrasse seines Hauses in Vinzel, habe ich mit Carl J. Burckhardt über den Thurgau gesprochen. Er holte die Jahre herauf, welche er in seiner Jugend am Untersee in einem Institut verbracht hatte, etliche Kilometer entfernt von dem, wo ich meine Ferien verlebte. Die Landschaft, die wir betrachteten, die Reben, welche sich gegen den Genfersee senkten, erinnerten uns an das andere Ende der Schweiz, Raum und Zeit waren aufgehoben. Dort Deutschland, hier Frankreich: Die Schweiz wurde das Herz Europas, ein Ort der Begegnung. Man kann die Schweiz nicht kennen und lieben, ohne daß diese Vorliebe sich durch konzentrische Kreise auf die übrige Welt ausbreite.

(Aus dem Französischen übersetzt)